

Liliana Segre
Enrico Mentana

Erinnern macht frei

Das unterbrochene Leben eines
Mädchens in der Shoah

aus dem Italienischen
von Ulrike Schimming

Neofelis

Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne
hrsg. von Joachim Schlör
Band 33

Liliana Segre, geboren 1930, wurde mit 13 Jahren nach Auschwitz deportiert, das sie ebenso wie den Todesmarsch überlebte. Seit den 1990er Jahren berichtet sie öffentlich über ihre Geschichte. Sie erhielt in Italien zahlreiche Ehrungen und Preise, 2018 ernannte der italienische Staatspräsident Sergio Mattarella sie zur Senatorin auf Lebenszeit. 2020 erhielt sie das Große Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik Deutschland.

Enrico Mentana ist einer der bekanntesten Journalisten Italiens, er wurde vielfach ausgezeichnet. Seit 2010 ist er Chef der Hauptnachrichtensendung beim Privatsender La7. 2018 gründete er die Online-Zeitschrift *Open*, deren Chefredakteur er ist.

Inhalt

Enrico Mentana

Einleitung **7**

ERINNERN MACHT FREI

DAS UNTERBROCHENE LEBEN EINES MÄDCHENS
IN DER SHOAH

1	Jüdin werden	27
2	In der Schule bei den Marcelline	34
3	Das Haus in Inverigo	41
4	Flucht und Verhaftung	52
5	Das Gefängnis	61
6	Die Fahrt nach Auschwitz	71
7	Die Einsamkeit des Gefangenen	79
8	Annulliert	86
9	Allein	93
10	Je t'attendrai	102

11	Die Befreiung	109
12	Rückkehr nach Hause	119
13	Mein neues Leben	126
14	Worte sind Steine	142
15	Ich habe überlebt, um zu erinnern	149
16	Zurück zu den Wurzeln	161

AUS DEM FOTOALBUM VON LILIANA SEGRE **173**

ANHANG

REDEN VON LILIANA SEGRE (2018–2019)

Geschichte kann nicht ausgelöscht werden	185
Die Aufgabe, zu erinnern	186
Gegen jede Diskriminierung	189
Ein grundlegender Feiertag	192
Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt	196
Beenden wir die Politik des Hasses	200

Dank	203
Personenglossar	205

EINLEITUNG

Enrico Mentana

Es ist nur noch eine Frage von wenigen Jahren, bis es keine lebenden Zeugen der Shoah mehr geben wird. Mehr noch, schon heute stoßen ihre Erzählungen, die Berichte ihrer Erfahrung aus dem grausamsten Höllenkreis der Zeitgeschichte auf wachsende Gleichgültigkeit, als wären sie die x-te Wiederholung eines längst archivierten Ereignisses. Dies ist fast unvermeidlich, denn die Erinnerung (einschließlich des jährlichen Gedenktags, an dem sie rituell eingefordert wird) konzentriert sich nur noch auf Auschwitz, den Höhepunkt der ‚Endlösung‘. Und so verliert die erschreckendste systematische Verfolgungspolitik, die die Welt je erlebt hat, ihren Kontext und wird zu einer Art Privatangelegenheit zwischen zwei Gruppen, die unserer heutigen Welt fremd sind. Die Nazis, die die Juden und Jüdinnen verfolgten, deportierten und in den Tod schickten, gibt es kaum noch, und bald wird es auch keine der wenigen Überlebenden ihres fabrikmäßigen Genozids mehr geben. Erstere haben die Shoah durchgeführt; letzteren blieb die dauerhafte Qual, davon zu erzählen und die Erinnerung daran wachzuhalten.

So verwandelte sich eine unfassbare historische Tragödie, ermöglicht durch ein europaweites Netzwerk aus Entscheidungsträgern, Komplizen und Stillschweigen, in die (psychologisch subjektivere und beruhigendere) Erzählung der wenigen Heimgekehrten und in das totale und endgültige Schweigen aller anderen

Zeugen und Zeuginnen. Letztere waren jene Millionen von Deutschen, Italienern, Franzosen, Niederländern, Polen, Tschechen, Ungarn, Rumänen und Jugoslawen, die sich aktiv und oft eifriger als die Organisatoren an Isolierung, Identifizierung, Rassentrennung, Verhaftung und Deportation in die Vernichtungslager beteiligt hatten, und zwar nicht nur von Juden und Jüdinnen, sondern auch von Sinti und Roma, Homosexuellen und politischen Gegnern und Gegnerinnen. Jedes Jahr fordern jene, die den Holocaust-Gedenktag als ein rituelles Datum begreifen, mit schmerzhaft heuchlerischer Routine den gerade angesagten Überlebenden auf, Schulkindern von dem Grauen zu erzählen, zeigen Steven Spielbergs *Schindlers Liste* oder auch Roberto Benignis *Das Leben ist schön*, und das allgemeine Gewissen scheint beruhigt.

Aber ist es das wirklich? Bestimmt nicht. Paradoxerweise überdeckt das absolute Grauen des Holocaust, mit dem Blut und dem Rauch aus den Schornsteinen von Auschwitz und aus denen der anderen Lager, die enorme Schande der fortdauernden Diskriminierung der europäischen Juden und Jüdinnen, die lange vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs begann und somit nicht als ein Aspekt der Unmenschlichkeit unter vielen dieses Gesamtkonflikts relativiert werden kann. Es lohnt sich also, das Ritual zu unterbrechen, die Vorführung anzuhalten und das Bild des Nazis in schwarzer Uniform mit Runen und Schäferhund und das des Juden mit Mütze, Schläfenlocken, langem Bart und langem Mantel hinter uns zu lassen. Dies ist keine Geschichte von Uniformen und langen Mänteln, dies ist keine Geschichte des Krieges, es ist auch keine Geschichte von Außenseitern. Im faschistischen Italien, und nicht nur dort, waren Verfolger und Verfolgte Teil derselben Gesellschaft, sie kleideten sich identisch und hatten oft die gleiche Einstellung zum Regime. Dennoch beschlossen eines Tages die Ersteren, dass die Letzteren aufgrund des Glaubens ihrer Eltern nicht mehr lehren oder lernen, arbeiten oder besitzen, Geschäfte machen oder sparen durften, selbst wenn dieser Glaube verloren gegangen und nicht weitergegeben worden war. Die Juden und Jüdinnen wurden einfach wegen ihrer Abstammung

und als Volksgruppe ausgegrenzt. Dann kamen die Deutschen nach Italien und wurden von einem Tag auf den anderen von Verbündeten zu Besatzern. Sie hatten diese Politik der Diskriminierung angestoßen und wandelten sie schließlich in Vernichtung um. Und viele Italiener und Italienerinnen schlossen die Augen, wandten sich ab oder halfen aktiv mit: Das wahre Grauen liegt für mich dort, auf den ersten Metern des Wegs in die Lager.

Vor allem, wenn man bedenkt, dass es in Italien schlichtweg keinen Antisemitismus gab. In dem säkularen Staat, der vom Hause Savoyen gewollt worden war, gab es ihn einfach nicht. Es gab keinen Antisemitismus in den Städten, in denen jüdische Gemeinden existierten, es gab ihn nicht im Rest eines Landes, in dem die Juden immer zu wenige waren, als dass sie Akzeptanz oder Ablehnung hätten hervorrufen können. Sicherlich gab es einen latenten Antijudaismus, der sich in der politischen Führung, im Vatikanstaat und im Wetterern gegen die „perfiden Juden“ manifestierte. Aber die Juden und Jüdinnen des römischen Ghettos hatten jahrhundertlang im Schatten der Peterskuppel mit den Papisten zusammengelebt. Und im Norden war die Situation vollkommen anders. Vor allem in den Großstädten, wo jüdische Familien seit vielen Generationen nicht in Ghettos lebten, waren sie vollkommen in das Leben des Königreichs integriert, und fast immer waren ihre Identitätsmerkmale mit der gesellschaftlichen Anerkennung verblasst. Dies war die Lage in Mailand, wo die Zeitzeugin dieses Buchs, Liliana Segre, 1930 geboren wurde: Der Wind des 20. Jahrhunderts hatte Lebensweisen hinweggefegt, in denen religiöse Gemeinschaften eine wichtige Rolle gespielt hatten. Denn diese waren kaum mehr mit den neuen Ideen, den Befreiungsmöglichkeiten und dem gesellschaftlichen Erfolg vereinbar, die sich nach nur wenigen Jahrzehnten in Politik, Handel, Berufsleben und im neuen städtischen Proletariat entwickelten. Immer öfter schlossen die Menschen überkonfessionelle Ehen und manifestierten so den Ausstieg aus der religiösen Praxis und häufig auch aus dem Glauben selbst. Es gab nur sehr wenige jüdische Menschen in Italien, und nur sehr wenige blieben jüdisch. Ihre

Zahl nahm in den ersten vierzig Jahren des 20. Jahrhunderts nicht zu (und auch heute noch ist ihr Bevölkerungsanteil derselbe wie vor 120 Jahren, etwa 40.000, eine Zahl, die für fast alle Italiener unglaublich niedrig klingt, da sie den Anteil der Juden und Jüdinnen als mindestens zwanzigmal so hoch empfinden).

Es gab also sehr wenige Juden in Italien und diese waren weitgehend assimiliert. Dies bestätigte auch Benito Mussolinis eigene *Expertise* in den berühmten Gesprächen von 1932, die der deutsche Journalist Emil Ludwig mit ihm führte: „Die jüdischen Italiener haben sich als Bürger stets bewährt und als Soldaten tapfer geschlagen. Sie sitzen in hervorragenden Stellungen an Universitäten, in der Armee, in den Banken.“¹ Aus all diesen Positionen würde er sie jedoch sechs Jahre später durch die Rassengesetze verjagen. Dabei waren in der Geschichte, die Mussolini selbst miterlebt hatte, Vertreter dieser Gruppen immer präsent gewesen, und das nicht nur im Hintergrund. Fünf goldene Auszeichnungen wurden jüdischen Kämpfern aus dem Ersten Weltkrieg verliehen, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten ein Kriegsminister, ein Ministerpräsident, ein Minister für Justiz und Kultusangelegenheiten (einschließlich des katholischen Glaubens) der jüdischen Religion an. Nach dem Marsch auf Rom ging ihre Zahl in der politischen Führung zurück, was jedoch nicht daran lag, dass sie keine begeisterten Anhänger dieser neuen politischen Macht gewesen wären. In der ersten Hälfte der zwanzigjährigen faschistischen Herrschaft ließ kein Regierungsbeschluss erahnen, was kommen würde; es gab vielmehr direkte Beziehungen zwischen den Gemeindevorstehern und den regionalen und nationalen Einrichtungen des Faschismus.

So hat Michele Sarfatti anhand der Volkszählungsdaten von 1938 und der Analyse der Rolle von jüdischen Vertretern in den Reihen der Opposition herausgefunden, dass „die italienischen Juden Faschisten wie die anderen Italiener, aber mehr Antifaschisten als die anderen Italiener waren“². Denn es ist ebenso wahr, dass in den Reihen der Opposition gegen das Regime, in den Parteien, die sich zwischen Exil und Untergrund neu organisierten, viele

Männer und Frauen jüdischen Glaubens hervorstachen. Angefangen bei den Brüdern Rosselli, die das Regime ein Jahr vor dem Erlass der Rassengesetze in Frankreich tötete. Doch die meisten Italiener und Italienerinnen erfuhren im Dunkel der Zensur, im Grau des Konformismus und im grellen Licht der offiziellen Rhetorik nichts von den beiden. Und Mussolini verwischte jedes Mitwissertum, jeden Hauch von Misstrauen, indem er nach Strich und Faden log. Ein aufschlussreiches und erschreckendes Beispiel dafür ist folgendes: Nur zwei Tage waren seit der Ermordung der beiden Rosselli-Brüder vergangen, als der Duce dem Herausgeber des New Yorker *Corriere d'America*, Generoso Pope, diese berühmte, trügerische Versicherung diktierte:

Ich autorisiere dich, sofort nach deiner Rückkehr nach New York den Juden Amerikas zu erklären und mitzuteilen, dass all ihre Sorgen über die Lage ihrer in Italien lebenden Brüder in Rasse und Religion nur das Ergebnis böswilliger Informanten sein können. Ich autorisiere dich klarzustellen, dass die Juden Italiens die gleiche Behandlung erfahren haben, erfahren und erfahren werden wie jeder andere italienische Bürger und dass ich keine Form der Diskriminierung von Rasse oder Religion im Sinn habe, sondern der Politik der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und der Religionsfreiheit treu ergeben bin.³

Mit diesen unglaublichen, fälschlicherweise beruhigenden Worten wollte Mussolini die öffentliche Meinung in einem Land beeinflussen, das er nicht zum Feind haben wollte. Die Rassengesetze wurden genau ein Jahr später erlassen, zeitgleich mit ähnlichen Maßnahmen der Regierungen Ungarns und Rumäniens. Es waren übereinstimmende und unmissverständliche Anzeichen derselben Stoßrichtung, desselben Anstifters und Verbündeten, der im Begriff war, Herrscher zu werden, Adolf Hitler. Italien selbst, davon bin ich nach Jahren des Studiums und der Lektüre überzeugt, wäre niemals so weit gegangen. Nicht einmal seine Afrika-Feldzüge, die Gründung des Reichs und selbst die

ERINNERN MACHT FREI

**DAS UNTERBROCHENE LEBEN EINES
MÄDCHENS IN DER SHOAH**

1

JÜDIN WERDEN

Am 5. September 1938 hörte ich auf, ein Mädchen wie jedes andere zu sein. Bis dahin bedeutete, Jüdin zu sein, für mich, dass ich vom Religionsunterricht befreit war. Während alle anderen Schülerinnen in der Klasse blieben, tobten ich und vier oder fünf andere Mädchen im Korridor herum. Wir nahmen Anlauf und schlitterten tollkühn über den vom Hausmeister gebohnerten Boden. Unsere Mitschülerinnen beneideten uns sehr. Ich kann mich nicht daran erinnern, je das Wort ‚Jude‘ in der Schule gehört zu haben, weder von den Schülerinnen noch von den Lehrern. Zudem wusste ich eigentlich nicht, was es bedeutete.

Meine Familie war laizistisch, so wie die meisten jüdischen Familien in Italien. Wir hielten uns nicht an die *Kashrut*¹, die jüdischen Speisevorschriften, zu Hause aßen wir alles und gingen nie in die Synagoge. Ich war als Kind nur einmal in einer Synagoge gewesen. Im Gotteshaus in der Via Guastalla erlebte ich die Hochzeit von Ornella, der Schwester von Tullia Calabi, deren Vater ein Cousin meines Großvaters war. An diesen Tag erinnere ich mich aber nur schwach: Ich hielt den Schleier der Braut und kam mir vor wie in einem Theater bei einer Aufführung. Das Judentum mit all seinen tiefergehenden Bedeutungen und seinen alltäglichen Ritualen war mir damals völlig fremd.

Ich verlebte meine Kindheit im Haus meiner Großeltern väterlicherseits, bei Olga und Pippo Segre. Meine Mutter Lucia war

mit sechsundzwanzig Jahren an einem Darmtumor gestorben, und mein Vater Alberto, der als Einunddreißigjähriger mit einem wenige Monate alten Baby Witwer geworden war, zog wieder zu seinen Eltern. Mein Großvater war ein Mann von bescheidener Herkunft, der aus dem Nichts eine gutgehende Firma aufgebaut hatte, die der Familie einen gewissen Wohlstand sicherte, ihr eine schöne Wohnung in der Via Magenta und sogar ein kleines Gestüt bescherte. Großvater war praktisch veranlagt und zielstrebig, und obwohl er nur einen niedrigen Schulabschluss hatte, wollte er, dass seine Kinder eine Universität besuchten (mein Vater machte seinen Abschluss an der Bocconi²). Als überzeugter Atheist lebte er lieber in der Gegenwart und stellte nicht allzu viele Fragen über das, was ihn nach dem Tod erwartete. Für ihn war das Leben nach dem Tod das ‚große Nichts‘ und nicht ein Ort der Glückseligkeit. Er hielt sich an zwei solide Grundsätze und gab sie an seine Lieben weiter: Verschuldet euch nie, übernehmt euch nicht.

Trotz all dieser Seelenstärke konnte Großvater jedoch nichts gegen die Krankheit ausrichten. Er bekam Parkinson und begann schon nach kurzer Zeit, am ganzen Körper zu zittern. Er musste seinen Beruf aufgeben, der für ihn lebenswichtig war, und verfiel. Zu jeder Tages- und Nachtzeit brauchte er Hilfe.

Großmutter Olga hatte ihn sehr jung, bereits mit siebzehn Jahren, in einer arrangierten Ehe geheiratet. Sie war eine bescheidene, gutmütige Frau mit wenigen Interessen, die sich selbst um die Hausarbeit kümmerte und nur zum Einkaufen das Haus verließ, während vornehme Damen alles ihren Dienstmädchen überließen. Ich ertrug ihre Naivität, ihren Aberglauben nicht: Eine schwarze Katze, verschüttetes Öl, ein auf dem Bett liegen gelassener Hut oder ein offener Regenschirm im Haus erfüllten sie mit Furcht, und ich tat mit subtiler Bosheit alles, damit sie immer wieder solchen Unglücksboten begegnete. Sie war das Lieblingsopfer meiner Bosheit und meiner Ungeduld, die langsame und nicht so schlaue Menschen damals in mir anheizten. Ich mochte sie nicht besonders, auch weil ich sie unweigerlich mit Bianca, meiner

Großmutter mütterlicherseits, verglich. Bianca war groß, elegant, hatte schönes weißes Haar und trug eine Perlenkette, sie war mein Idol. Für mich war sie eine fantasievolle Königin, die immer mit mir spielte, während Olga all die weiblichen Eigenschaften verkörperte, von denen ein übermütiges kleines Mädchen wie ich nichts wissen wollte. Sie war zuvorkommend und gehorsam, sagte nie ein Wort zu viel und tat alles, was man ihr auftrug. Als 1942 die ersten Bomben auf Mailand niedergingen, fiel sie vor Angst in Ohnmacht und kam erst durch Riechsalz wieder zu Bewusstsein. Im Nachhinein betrachtet, hatte sie allen Grund, sich zu fürchten, doch mir kam das damals wie Theater vor: Ich war nur ein kleines Mädchen und erlebte alles wie ein Abenteuer.

Seit Jahren habe ich Gewissensbisse, wenn ich an sie denke, und es ist mir sehr peinlich, wie ungerecht ich ihr gegenüber war. Großmutter Olga ertrug die Krankheit ihres Mannes mit außergewöhnlicher Kraft, widmete sich ihm in der Stunde seines unaufhaltsamen Verfalls mit Liebe und Würde und durchlebte mit großem Mut die Tragödie der Shoah.

Mein Vater Alberto und mein Onkel Amedeo waren ihren Eltern sehr zugetan. Sie arbeiteten beide für meinen Großvater: Papà kümmerte sich um die wirtschaftlichen Belange, sein Bruder reiste als Vertreter durch Italien und managte den Verkauf. Sie waren nur ein Jahr auseinander und liebten sich sehr, doch sie hatten völlig unterschiedliche politische Ansichten.

Mein Vater war im Dezember 1899 geboren und nach der Schlacht bei Caporetto³ einberufen worden, wie alle ‚Jungs des Jahrgangs 1899‘. Er hatte also nur ein paar Monate am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Mein Onkel hingegen, ein überzeugter Nationalist, hatte in den Schützengräben gekämpft und war ausgezeichnet worden. Als er von der Front zurückkehrte, war er schockiert, dass die ‚Roten‘ in Mailand auf die Kriegsheimkehrer spuckten, und vielleicht wurde er auch aus diesem Grund mit dem Aufstieg Mussolinis ein Sansepolcrista⁴, ein Faschist der ersten Stunde. Er gehörte zu einem der ersten Kampfbünde, die sich in

der Stadt bildeten, der Stadtteilgruppe Crespi di Porta Magenta, die sich über dem Café Biffi an der Piazzale Baracca traf. Er war der Schatzmeister der Sektion, und als der Faschismus ihm den Rücken kehrte, empfand er dies als grausamen Hohn. „Bei all dem Geld, das ich der Gruppe gespendet habe“, bemerkte er bitter. Mein Vater hingegen war pessimistisch und desillusioniert, er verabscheute Mussolini und war zutiefst antifaschistisch. In meiner Familie herrschte zwar eine Atmosphäre gegenseitigen Respekts, aber Vater ließ keine Gelegenheit aus, die Begeisterung seines Bruders zu dämpfen. „Amedeo, du irrst dich“, sagte er immer wieder.

Er ertrug die Paraden, die mit Orden dekorierten Parteifunktionäre und die Turnstunden von Achille Starace nicht, so wie ich sie instinktiv ebenfalls nicht ertrug. Doch es gab vor diesen Machtdemonstrationen, diesem für den Faschismus so typischen Getöse kein Entrinnen. Ich musste es nicht nur auf der Straße und in der Schule ertragen, sondern auch im Kino. Großvater nahm mich oft mit ins Kino, wir gingen ins Dal Verme oder ins Eden am Largo Cairoli, und als die Beine ihn nicht mehr trugen, begleitete mich mein Vater. Bevor der Film anfang, lief im Kino die Luce-Wochenschau, und Papà konnte sich nie zurückhalten. Bei den Berichten, die das Regime feierten, bei den Filmschnipseln mit den aufgeblasenen Parteifunktionären, die den römischen Gruß zeigten, wand er sich in seinem Sitz und kommentierte lautstark die Bilder. Dasselbe tat er, wenn deutsche oder japanische Verbündete in den Aufnahmen auftauchten. Ich spürte, dass sein Verhalten gefährlich sein könnte, allerdings nur ganz diffus, denn ich war zu jung, um wirklich zu begreifen, in welcher Gefahr wir uns befanden.

Mein Vater war ein nüchterner und ernster Mann, der mir gegenüber sehr anspruchsvoll war, denn er wollte mich auf jeden Fall richtig erziehen. Er war für mich Vater und Mutter in einer Person, daher war er streng, gleichzeitig hatte er jedoch eine weibliche Sanftheit entwickelt, so dass ich eine Mutter nie wirklich vermisste.

Wenn ich mein Gemüse nicht essen wollte, schickte er mich zur Strafe in die Küche. Hätte er allerdings gewusst, was für einen Spaß ich mit den Hausangestellten hatte ... Sie redeten die ganze Zeit über ihre Verehrer, und zwischen einem Geständnis und dem anderen entschlüpfte ihnen immer irgendeine Indiskretion. Von ihnen erfuhr ich, dass mein Onkel eine Freundin hatte – eine ‚Ausgehaltene‘, wie man damals sagte – von bescheidener Herkunft.

„Tja, Amedeo hat eine Freundin. Sie arbeitet im Kaufhaus Rinascente.“

Mein Kindermädchen, eine sehr neugierige Frau, nahm mich ein paar Mal mit zu Rinascente, um herauszufinden, wer das wohl war ... Das Interesse an dieser geheimnisvollen Signorina, die Enrica hieß, erlosch jedoch, als mein Onkel, ein ewiger Junggeselle, sie 1937 endlich heiratete.

Gegen Ende des Sommers 1938 änderte sich mein Leben unvermittelt. Ich war acht und mein Vater hatte ein kleines Haus in Premeno am Lago Maggiore gemietet. Er war überzeugt, dass das Klima am See zu dieser Jahreszeit ein Allheilmittel wäre, aber ich langweilte mich schrecklich.

Eines Tages, als wir mit unseren Großeltern am Tisch saßen, hörten wir im Radio, dass ab November für Juden eine Reihe von Einschränkungen in Kraft treten würden.

Dieser Augenblick hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich erinnere mich an alles: an das Gesicht des Dienstmädchens, das am Tisch stand und von der Servierplatte vorlegte, an die Details im Esszimmer, an die Reihenfolge, in der wir saßen, an die Gesichter meines Vaters und meiner Großeltern. Sie sahen mich an und erklärten mir, dass ich nicht mehr zur Schule würde gehen können. Die dritte Klasse würde ich nicht besuchen können. Ich war ein mutterloses Einzelkind, und das war auch der Grund, warum ich gern zur Schule ging. Ich war immer sehr gesellig gewesen und hatte viele Freundinnen: Plötzlich wurde ich aus meiner Welt verwiesen.

WEITERE TITEL IM NEOFELIS VERLAG

Der Pass mein Zuhause Aufgefangen in Wurzellosigkeit

– Wie Heimatlosigkeit zum Zuhause wurde: Die bewegte Autobiografie eines jüdischen Intellektuellen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts –

von Andrei S. Markovits
aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Robert Zwarg
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 26
ISBN: 978-3-95808-350-9 (2. Aufl.)
326 S., 18 €

Salman Schocken Topographien eines Lebens

– Der Selfmademan, Kulturzionist, Verleger, Mäzen und Bibliophile als Zentrum eines Netzwerks bedeutender jüdischer Intellektueller –

von Stefanie Mahrer
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 24
ISBN: 978-3-95808-327-1
496 S., 24 €

Lotte Cohn Eine schreibende Architektin in Israel

Bd. 1: Ausgewählte Schriften (1934–1982)

Bd. 2: Ausgewählte Briefe (1921–1982)

– Eine Architekturpionierin und Zionistin reflektiert ihre Berufspraxis und Emigration –

hrsg. von Ines Sonder
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 14.1 / 14.2
ISBN: 978-3-95808-118-5 / 978-3-95808-125-3
188 S., 24 € / 202 S., 24 €

8. Mai 1945
Internationale und interdisziplinäre Perspektiven

– Über die Widersprüche und Konflikte der Erinnerung an den 8. Mai –

hrsg. von Alexandra Klei / Katrin Stoll / Annika Wienert
ISBN: 978-3-95808-112-3
mit 28 Farb- u. 4 S/W-Abbildungen
280 S., 24 €

Besuche in der alten Heimat

– Ein erstmaliger Überblick über die Geschichte der Einladungsprogramme für ehemalige NS-Verfolgte in München, Frankfurt am Main und Berlin –

von Lina Nikou
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 21
ISBN: 978-3-95808-248-9
mit 2 Farb- u. 10 S/W-Abbildungen
479 S., 34 €

Das Lager vorstellen
Die Architektur der nationalsozialistischen Vernichtungslager

– Räume des Massenmordes: Eine Architekturtypologie –

von Annika Wienert
ISBN: 978-3-95808-013-3 (3. Aufl.)
mit 26 Farb- u. 45 S/W-Abbildungen
302 S., 32 €

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten und Internationale Kooperation entstanden.

Questo libro è stato tradotto grazie ad un contributo del Ministero degli Affari Esteri e della Cooperazione Internazionale Italiano.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Ursula Lachnit-Fixson Stiftung.

URSULA LACHNIT-FIXSON
STIFTUNG



Klimaneutral gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe *La Memoria rende liberi* von Enrico Mentana und Liliana Segre erschien 2015 bei Rizzoli, Mailand.

© 2015 RCS Libri S.p.A., Milano, Italy.

© 2018–2023 Mondadori Libri S.p.A., originally published by Rizzoli, Milano, Italy.

Aus dem Italienischen übersetzt von Ulrike Schimming.

Für die deutsche Übersetzung

© 2024 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara

unter Verwendung eines Privatfotos von Liliana Segre.

Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (mn / co)

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

ISBN (Print): 978-3-95808-451-3

ISBN (PDF): 978-3-95808-501-5